

# Um heimischen Herd

Unterhaltungs-Beilage zum Oberschlesischen Wanderer.

Nr. 219

Gleiwitz, Sonnabend, den 20. September 1919.

92. Jahrgang.

## Heiderose.

Original-Roman von Maria Harting.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Daß die Schimpfereien bitte in meiner Gegenwart, Kolf! Dein Vetter ist ein sehr nobler Mensch, der es am allerwenigsten verdient, von dir in dieser Weise behandelt zu werden!“

„Na, ja! Hast ihm nur die Stange, dem Träumer und Grillenfänger. Gerade wie sein Vater. Vom Blut der Brenken fließt verdammt wenig in seinen Adern. Hätte mir nicht passieren können, ich hätte solch einen Bettel von der hochnasigen Stippchaft unter keiner Bedingung angenommen.“

„Mähige dich, bitte, Kolf! Lothars Vater war ein guter Mensch. Daß er das schöne Fürstentum liebte, war keine Schande, auch nicht, daß er seiner Liebe seinen Stolz zum Opfer brachte und von ihm gestattete, die Geliebte zum Altar zu führen.“

„Ein Bettel war es, weiter nichts. Ein Mensch, der Ehre im Leibe hat, hätte dem hochmütigen Fürsten alles vor die Füße geworfen; der alte Brenken aber war ein Träumer und ein Schwächling, genau wie sein gnädiger Herr Sohn.“

„Du bist ungerecht, Kolf. Baron Brenken war ein sensibler, weicher Gemütsmensch. Solche Menschen haben dem rauhen Leben gegenüber einen harten Stand. Lothar hat das fein empfindende Gemüt von seinem Vater geerbt, aber er hat auch, was seinem Vater fehlte, einen festen, zielbewußten Willen.“

„Na, du plauderst ja mächtig für deinen Freund. Will nicht hoffen, daß sich hier in der Romantik des Gartens zarte Fäden angesponnen haben?“

„Kolf, du beleidigst mich!“

Sie sucht den Arm, der sie noch umschlungen hält, zu lösen, doch mit leichtfertigen, frivolen Lachen zieht Baron Kolf sein Weib fester an sich.

„Na, mein Schatz, ereifere dich nicht. Ich bin wirklich nicht eifersüchtig. Warum soll der arme Lothar nicht auch von süßen Blumenlippen Honigsüßeln nippen dürfen. Ich wehre es ihm nicht!“

Die Baronin ist tief erblickt, aber sie erwidert nichts. Sie kennt ihren Gatten ja und weiß, daß er nur noch mehr spotten würde, je mehr sie sich gekränkt zeigte. All ihren Mut nimmt sie zusammen, um so ruhig wie möglich zu sagen: „Ich denke, wir gehen ins Haus; das Essen wird angerichtet sein!“

Baron Kolf pfeift leise durch die Zähne.

„Aha, mein Täubchen, ent schlüpfen willst du mir. Solch eine Schlaueheit hätte ich meinem so ehrbar scheinenden Frauchen nicht zugebraut. Doch du hast Recht, Kind. Laß uns ins Haus gehen, ich bin rechtshaffter hungrig.“

Er blickt seine lederverbräunte Reithose, seine tobepspritzten Stiefel und Samaschen an.

„Na, eigentlich müßte ich mich unkleiden, doch wir sind ja unter uns. Vor seiner eigenen Frau braucht man sich ja nicht zu genieren.“

Er folgt seiner vorausgehenden Frau ins Haus geärgert, daß er nicht vermocht, ihre vornehme, stets gleichbleibende Ruhe zu stören.

### IV.

Vor dem Heidekrug hält die elegante Equipage des Grafen von Brenken. Drinnen in der rauchgeschwärmten Schänke sitzt er selbst mit dem Professor König und Herrn von Schadow. Professor König ist ein freundlicher, alter Herr mit gerötetem Gesicht und silbernen Locken, Hans von Schadow dagegen ist ein noch sehr junger Mensch von außergewöhnlicher Schönheit, der Liebling der Frauenwelt, hat er auch die allen sogenannten Salonlöwen eigene Art, der Frau zu begegnen und über sie zu reden. Schwarze, blühende Augen in dem schmalen, blassen Gesicht, dichtes, dunkles Lockenhaar über der hohen Stirn und ein übermütiges Lächeln um den feingeschnittenen, doch allzu üppigen Mund ist er ein Mensch, der wohl ein Frauenherz bezaubern kann. Sein Wesen ist trotz des unleugbaren Selbstbewußtseins von beständiger Lebenswürdigkeit; er gehört zu jenen lebenswürdigen Egoisten, die stets und immer nur ihr liebes Ich an die Spitze stellen, es aber durch ihr einschmeichelndes Wesen den Menschen nicht fühlen lassen, daß sie, im Grunde genommen, doch stets sich ihrem Willen fügen müssen. Solange ihnen alles nach Wunsch geht, sind solche Menschen voll Güte und Liebe, aber sie können auch hart und grausam sein, wenn sie fürchten, daß man ihren Wünschen zuwider handelt.

Diese beiden Menschen sollen nun über das Geschick des Kindes bestimmen, das da so ahnungslos vor ihnen steht.

„Sing uns ein Lied, Rosemarie! Die Herren möchten gern einmal deinen Gesang hören!“ Graf Lothar ist an Rosemariens Seite getreten; liebevoll ruht seine Hand auf ihrer Schulter. Furchtlos blicken die Augen des Kindes zu ihm empor.

„Was soll ich singen?“

„Eins deiner schönen Volkslieder, Rosemarie!“

Einen Augenblick besinnt sich das Kind, dann beginnt es:

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn,  
Röslein auf der Heide.“

Alle lauschen atemlos. Das spöttelnde Lächeln, das zu Anfang des Liedes um Schadows Lippen gelegen, verschwindet; wie bezaubert hängt sein leuchtender Blick an ihrem Munde. Wie Goldperlen fließen die Zauberworte von den kindlichen Lippen. Sie achtet nicht auf ihre Umgebung, ihr Blick weitet sich, er scheint in unbestimmte Fernen zu schweifen. Ein Lied folgt dem andern, Ermüdung scheint ihre Stimme nicht zu kennen. Als sie endlich geendet, herrscht minutenlanges Schweigen; dann springt Hans von Schadow ungestüm empor.

„Diese Stimme müssen Sie ausbilden lassen, Herr Graf — es wäre Frevel, wollte man seinen Mitmenschen eine so herrliche Gottesgabe vorenthalten.“

„Ja, Herr Graf!“ spricht nun auch der Professor in seiner ruhigen überlegten Art. „die Stimme ist der Ausbildung wert. Ich selbst will gerne den vorläufigen Unterricht übernehmen. Später muß die Kleine dann auf ein Konservatorium. Es fragt sich nur, ob wir dem Kinde wirklich einen Dienst erweisen; die Kinder der Heide hängen meist mit allen Fasern an der Heimatscholle. Wird unsere kleine Heiderose da draußen in der Welt nicht Heimweh bekommen, Heimweh, nach den Menschen, mit denen sie aufgewachsen, nach der braunen Scholle, nach der Heide mit ihrem Zauber, der ihre Jugendträume umspinnen?“

Graf Brenken blickt nachdenklich zu dem Kinde hinüber, das anscheinend teilnahmslos am Fenster steht. Da ist Schadow, der durch einen kühnen Entschluß die Unschlüssigkeit des Grafen beendet. Rasch tritt er auf Rosemarie zu, seine Hand auf ihre dunklen Locken legend.

„Rosemarie, willst du mit uns kommen in eine fremde schöne Welt? Willst du lernen, wie man die Menschen mit dem Klang der Stimme bezaubert?“

Fest gebietend ruht der Blick seiner dunklen Augen auf ihren Antlitz; wie bezaubert von diesem Blick schlägt sie die Augen empor, ein eigenartiges Leuchten liegt in den großen Sternen.

„Ob ich will? O wie gern!“ fast wie ein Zauchzen klingen die Worte.

Noch einmal taucht der Blick der dunklen Männeraugen in die ihren, ein Erschauern geht durch die zarte Gestalt, dann tritt Schadow lächelnd zurück.

„Schen Sie Herr Graf, die Kleine würde Ihnen mit Freuden folgen.“

„Ja, nehmen Sie mich mit, lehren Sie mich alles, was gut und schön ist.“

Brenken beugt sich zu dem Kinde nieder.

„Ja, Rosemarie, du sollst mit mir gehen. Deine schöne Stimme soll einst Tausende bezaubern, wie sie heute uns bezaubert hat. Ich werde mit deinem Vornamen reden.“

Wenige Tage später führt Graf Lothar die kleine Heiderose seiner Rustine zu.

„Hier ist meine kleine Heiderose, Maria, nimm sie in deinen Schutz und Schirm!“

Baronin Maria blickt in ihr zartes, liebliches Gesicht, auf dem noch der ganze Schmelz der Jugend und Unschuld liegt, in ein paar kindlich fragende, schene Augen, und ein grenzenloses Mitleid mit der Verlassenheit des armen Kindes überkommt sie.

Lieblos streicheln ihre weißen Hände das selbige Gesicht.

„Arme, kleine Heiderose, du sollst fortan nicht mehr verlassen sein. Ich werde für dich sorgen. Morgen bringe ich dich zu einer freundlichen Dame. Bei ihr wirst du dir die notwendigen Kenntnisse aneignen, deren du für deine künftige Laufbahn bedarfst. Im Kreise



gleichaltriger Mädchen wirst du dich bald heimisch fühlen. Hast du Freude am Lernen?"

"O ja!" Rosemaries Augen leuchteten. "In der Schule war ich stets die erste, unser Herr Lehrer hatte mich sehr lieb."

"So wirst du dich gewiß auch bei Frau Baldermann wohl und zufrieden fühlen."

"Ja kleine Rosemarie, du mußt recht fleißig lernen!" bemerkt nun auch Graf Lothar. "Und vor allem darfst du deinen guten Pflegevater nicht vergessen, du mußt ihm fleißig schreiben."

"Rosemarie nickte nur, sie kann nicht sprechen. Beim Andenken an die Heide, die sie nun verlassen, an Mütterchens Grab, das nun vereinsamt liegt und an den guten Onkel Gottfried, der ihr mit nassen Augen die Hand zum Abschied gereicht, füllen sich ihre Augen mit Thränen und ein Schluchzen erschüttert ihre Gestalt. Wohl freut sie sich, daß ihr Durst nach Wissen endlich gestillt wird, aber so schön, so friedlich, wie es auf der stillen Heide war, wird's nun in ihrem Leben wohl nicht mehr sein.

Doch mit der ihr eigenen Energie rafft sie sich empor.

Nicht schwach sein! Sie hat sich ihren Weg selbst gewählt, sie muß ihn gehen. "Empor zum Licht!" soll ihre Parole sein. Nein, sie will ihren edlen Wohltäter nicht enttäuschen, seine gütigen Augen sollen niemals Grund haben, strafend auf sie zu sehen.

## V.

Das Institut der Frau Baldermann, in dem Rosemarie vor nunmehr fast drei Jahren Aufnahme gefunden, befindet sich am Ende der Stadt in einer ehemaligen Klosterabtei. Ein alter Park mit schattigen Bäumen und Laubgängen um gibt das altersgraue, verwitterte Gebäude, das nach der Rückseite eine offene von Säulen getragene und mit prächtigem Rundbogen versehene Halle hat. Sie bietet an heißen Sommer Tagen ein kühles, schattiges Plätzchen, zumal Kletterrosen und Kletterrosen, die sich um die Pfeiler ranken, alle vorwärtigen Sonnenstrahlen abhalten.

In der Halle sitzen die jungen Mädchen in Gruppen zu dreien und viereuen um die kleinen runden oder viereckigen Steintische, eifrig beschäftigt, sich für das in einigen Tagen stattfindende Schlußexamen vorzubereiten. Fast ausnahmslos gehören die jungen Mädchen den höheren Ständen an. Vertreterinnen der Geld- und Adelsaristokratie finden sich hier zusammen. Die meisten der Pensionärinnen gehen denn auch nach erlangter Ausbildung ins elterliche Haus zurück, nur einige wenige, denen das Schicksal nicht so wohl gewollt, müssen sich auf ihre spätere Stellung vorbereiten.

An einem der letzten Tische, abgefordert von den andern, sitzt ganz allein ein junges Mädchen, mit dem Aufzeichnen von Notizen beschäftigt. Unschwer erkennt man in der jetzt so eleganten jungen Dame mit der Gretchenfrisur die ehemalige kleine Heiderose. Ein schwarzes Vollkleid umschließt in knapper Form ihre schlanke Gestalt; das dunklere Schwarz ist nur am Hals durch eine weiße Spitzenkrause gemildert. Sie trägt noch Trauer um ihren Pflegevater, der vor drei Monaten plötzlich gestorben ist. Nun ruht er still und friedlich da droben bei ihrem Mütterchen, sein Tod aber hat das letzte Band zerschnitten, das sie noch mit dem Heidefrug verbunden. Sie hat den Tod des guten, alten Mannes aufrichtig beweint und einen selbstgewundenen Kranz von Heiderosen auf sein Grab gelegt. Lange hat sie dann an Mütterchens Grab gekniet, nicht losreißen konnte sie sich von dem lieben Fleckchen Erde.

Der Zeit hat sie gedacht, da sie oft hier oben gesessen, dem Untergang der Sonne zugeschaut und dem leisen Klingen der Heideglocken gelauscht, das der Abendwind zu ihr hinübertrug. Vergangen sind die Tage, weit, weit liegen sie zurück. Ihr jetziges Leben läßt ihr nicht Zeit zum Sinnen und Träumen, aber es ist doch schön. Sie hat ja einmal gar nicht gewußt, welch ein reicher taftkräftiger Geist in ihr schlummerte. Ihre Heide aber wird sie immer lieb behalten, die Heide mit den schlachten, sonnenverbrannten Menschen mit ihren arbeitschwierigen Händen und dem treuen, warmen Herzen, die schlachten, oft nur strohgedeckten Hütten, vom Abendschein so friedlich umwoben, die dunklen Föhren und Wacholderbüsche, die wie Schildknappen den Heidebaum umgeben. Gar manch Gedicht, gar manchen Vers hat sie erlernt in all dieser Zeit, leins aber dünkt ihr so schön, als Anreize für ihre Heidezeichnung:

Vom Abendschein umzuckt  
die strohgedeckte Hütte,  
recht wie im Nest der Vogel bucht  
aus dunkler Föhren Mitte.

So, die Heide läßt ihre Kinder nicht los, oft überkommt sie mitten im Strudel des Lebens ein jähes Heimweh nach der weiten, stillen Heide. — — —

Eben ist Rosemarie mit dem Aufzeichnen der Notizen fertig geworden, sein säuberlich faltet sie die Bogen zusammen, als ein tolet aufgebuhetes, schneeweißes Mäddchen zu ihr tritt.

"Wieder am Notizen malen? Ich glaube gar, du präparierst überhaupt nicht, bei dir besorgen das wohl über Nacht die Heizermäddchen?"

Rosemarie zuckt, ohne aufzusehen, gleichmütig die Schultern. Dadurch nur noch mehr gereizt, fährt die Kleine heftig fort: "Möchte wissen, was aus dir noch für eine Veräbntheit wird. Man munkelt so allerlei. Weist du auch, daß Hilbe Karsten uns erzählt hat, du bildest dich zur Opernsängerin aus? Sie hat's von ihrem Bruder gehört. Du stammst aus einer Heidebesenle, hat er gesagt und Graf Brenken lasse dich ausbilden!"

Rosemarie zuckt unter den taktlosen Worten wie von Peitschen-

## Wenn ich an Deutschland denke ...

Von Ernst von Wildenbruch. \*)

Wenn ich an Deutschland denke,  
tut mir die Seele weh,  
weil ich ringsher um Deutschland  
die vielen Feinde seh'.  
Mir ist zu Nacht die Ruhe  
des Schlafes dann zerstört,  
weil stets mein Ohr das Flüstern  
und böses Raunen hört,  
mit dem sie sich bereben  
zu Anschlag und zu Rat,  
um Deutschland zu verderben  
durch eine schwere Tat.  
Dann lehren die Gedanken  
bei ferrier Zukunft ein  
und fragen: Wird denn jemals  
das Deutschland nicht mehr sein?

Dann würden sie sich schlagen  
verzweifelt Brust und Haupt:  
"Wir haben unsres Reichthums  
uns frevelnd selbst beraubt!  
Die Welt, die große reiche,  
ward öde, arm und leer,  
die Welt hat keine Seele,  
sie hat kein Deutschland mehr."  
Das Land voll Blut und Wunden,  
die Unrecht schlug und Spott,  
dir blieb von deinen Freunden  
ein einziger: dein Gott.  
Nur einer, doch der stärkste,  
der nicht im Stiche läßt. —  
Deutschland, du Land des Glaubens,  
halt deinen Glorien fest!

\*) Dieses vorahnende Gedicht schrieb der Dichter vor dreißig Jahren.

hieben getroffen zusammen. Doch möglichst ruhig entgegnet sie: "Wozu ich mich ausbilde und woher ich stamme, das kann Euch einerlei sein. Ich bin Euch keine Rechenschaft darüber schuldig."

"So, meinst du, es wäre uns einerlei, ob wir mit Schauspielerinnen und Wirtschaftsmäddeln erzogen werden? Na, ich für meinen Teil bedanke mich!"

Rosemarie ist sehr bleich geworden, doch ehe sie etwas erwidern kann, tritt ein großes, blondes Mädchen an das kleine, schnippische Ding heran und schüttelt es verb an den Schultern.

"Klothilde, psst, schäme dich! Du willst Bildung genossen haben und bentimmst dich so taktlos gegen deine Mitschülerin. Noch ein Wort weiter und ich melde es bei Frau Baldermann. Was es dann gibt, weißt du ja!"

"O ja, natürlich, Frau Baldermanns Dieblich darf nicht angestastet werden!" höhnt Klothilde, frechrot vor Zorn. "Aber ich werde es meiner Mama sagen und die wird es ihr schon beibringen, uns zuzumuten, mit so dunklen Exzellenzen zusammen zu leben. Und du, Elisabeth, du solltest dich schämen, eine Komtesse Ryburg und solche Freundschaften! Tragt doch sonst die Nase so hoch, Ihr Vollblutaristokraten, blickt auf unsereins so von oben herab. Aber solche Freundschaften mit Wirtschaftsmäddeln und Schauspielerinnen, die passen Euch natürlich, alle Tage hat man ja auch nicht Gelegenheit, mit solchen Begabundenkindern anzubinden!"

Die Stimme der kleinen Klothilde von Kramer ist ganz heiser geworden, so laut hat sie ihren Zornesausbruch hinausgeschrien.

Ein allgemeines "Psst, Klothilde!" erklingt, als sie geendigt. Wie eine Hohepriesterin der Rache steht die sonst so sanfte, ernste Elisabeth von Ryburg vor ihr.

"Klothilde, ich brauche dich nicht der Frau Vorsteherin anzuzeigen, viele werden's für mich tun, du hast dich selbst härter gestraft, als es je Frau Baldermann tun könnte. Nun wissen alle, daß der vor wenigen Jahren geadete Kommerzienrat von Kramer nur danach strebt, in den Adelskreisen Eingang zu finden, daß man aber diesen eingebildeten Emporkömmling abgelehnt hat. Alle wissen nun, daß du Rosemarie nur hasst, weil sie meine Freundin ist, und weil du die Freundschaft der Komtesse Ryburg nicht erlangen konntest. Denn du suchst nicht die Freundschaft meiner Person, sondern nur meiner Stellung. Alles hast du jetzt deinen Mitschülerinnen offenbart, die ganze Niedrigkeit deiner kleinsten Seele."

(Fortsetzung folgt.)

## Der Kandidat als Rekrut.

Historische Skizze.

(Fachrud verboten.)

Michel Babinus, ein Neffe des seiner Zeit berühmten und viel geltenden Doktors und Professors Lange zu Halle, widmete sich auf dieser



Universität in den Jahren 1705 bis 1708 der Gottesgelehrtheit. Er war ein schöner, großer Jüngling, und als er von Halle zu seinen Eltern nach der Altmark zurückkehren wollte, ließ ihn der Fürst Leopold von Anhalt-Deßau, in Ausübung eines damals nicht ungewöhnlichen Gewalttätigen, wegen seiner ungewöhnlichen Größe anhalten und als Soldat einkleiden. Da es dem Fürsten nicht unbekannt blieb, wie nahe Bävius mit dem Professor Lange verwandt war, und er dessen Ansehen und Einfluß bei dem Könige von Preußen, Friedrich I., fürchtete, so übergab er den Rekruten der Aufsicht eines Muskettiers, der allgemein in dem Rufe der größten Hartherzigkeit stand. Bei diesem wurde er einquartiert und jenem auf das schärfste anbefohlen, darauf ein wachsameres Auge zu haben, daß Bävius an niemand eine Zeile schreibe. Bävius wußte indes doch seinem hartherzigen Aufseher die schwache Seite abzugewinnen, und machte es möglich, an seinen Ohren, den Professor Lange zu schreiben.

Der Professor Lange schrieb nun an den Fürsten Leopold einen sehr submissiven Brief, worin er um die Entlassung seines Neffen dringend bat. Obgleich er sehr sorgfältig in demselben vermieden hatte, zu erwähnen, woher er von der Einstellung seines Schwefersohnes als Soldat Kunde erhalten, so ahnte doch der Fürst, daß Bävius dieses Schreiben veranlaßt haben mußte. Er ließ den Brief des Professors unbeantwortet, befahl aber, den Bävius noch viel strenger zu behandeln. Als nun Lange auf seine Antwort von dem Fürsten geraume Zeit vergebens gewartet hatte, hielt er es für das Beste, eine Bittschrift dem Könige unmittelbar einzureichen. Dieser Schritt hatte auch den erfreulichen Erfolg, daß der König sogleich den Befehl an den Fürsten Leopold erließ, den Kandidaten Bävius zu entlassen. Der Fürst war darüber sehr ärgerlich, indes blieb ihm nichts anderes übrig, als zu gehorchen. Um sich an Bävius zu rächen, befahl er, daß er bei seiner Entlassung aller Montierungsstücke beraubt, und so eigentlich nackt vom Regiment gesagt werden sollte. Die Absicht des Fürsten war dabei, ihn dadurch vor den Augen des Publikums verächtlich zu machen. Die Sache blieb indes nicht verschwiegen, und da Bävius schon durch die Art, wie man ihn zum Soldaten gemacht, und ihn als solchen behandelte, auch durch seine stille Ergebung in ein unverdientes hartes Schicksal allgemeine Teilnahme erweckt hatte, so äußerten viele und auch bedeutende Personen nicht allein unverhohlen ihren Unwillen über die dem Unglücklichen noch bevorstehende öffentliche Verhöhnung, sondern man war auch darauf bedacht, solche unwirksam zu machen. Den Fürsten um Zurücknahme seiner Anordnung zu bitten, würde bei dessen Halsstarrigkeit ohne Erfolg gewesen sein; man mußte also auf ein anderes Mittel sinnen. Bävius erhielt einen vollständigen schwarzen Anzug von ganz dünnem Zeug zugesandt, mit dem Kiste, ihn, wenn er entlassen werden sollte, auf dem bloßen Leibe zu tragen. Er tat dies. Am Tage seiner Freilassung wurde er vor die Wachparade geführt, ihm der Befehl des Königs, daß er entlassen werden solle, bekannt gemacht, ihm zugleich aber auch angedeutet, daß er augenblicklich alle Montierungsstücke, selbst bis auf das Hemd ablegen müsse.

Zum größten Befremden der schadenfrohen Gasser entkleidete sich Bävius, ohne die geringste Verlegenheit zu verraten, und plötzlich stand er, zum Erstaunen aller, in schwarzer Kleidung da. Der Fürst schäumte vor Wut und befahl ihm unter derben Klüchen, sich zum Teufel zu scheren. — Er ging nun fort, und als ihn der Soldat, dessen Aufsicht er übergeben worden, um ein Andenken bat, er aber nichts befaß als ein Neues Testament, so schenkte er ihm dies, nachdem er zuvor in das Innere des Deckels geschrieben hatte: „Ich bin erlöst aus des Löwen Klauen, der Herr wird mich auch ferner erlösen von allem Uebel. 2. Timoth. 4, V. 17 und 18.“ — Bävius machte sich sogleich auf den Weg nach Berlin, erwartete dort die Ankunft des Königs und bat um eine Predigerstelle. Der König ließ ihm an einem Sonnabend einen Text zusfertigen, mit dem Befehl, über solchen am folgenden Tage zu predigen. Bävius genügte diesem Befehl, und der gutachtliche Bericht, den sich der König über diese Predigt erstatten ließ, sprach sich zu Gunsten des Redners aus.

Friedrich der Erste ließ nun den Bävius zu sich rufen. Er erschien, und fand bei dem Könige seinen Beiniger, den Fürsten Leopold. Der Letztere hatte das Neue Testament, welches Bävius seinem ehemaligen Stubengenossen und Aufseher geschenkt, von diesem erhalten, es dem Könige überreicht und ihn auf den darin eingeschriebenen Spruch aufmerksam gemacht, in der Hoffnung, daß Bävius für diese Verwegenheit hart bestraft werden sollte.

„Hat Er das geschrieben“ fragte der König, indem er dem Bävius das Neue Testament vorhielt, und mit dem Finger auf die Rückseite des Einbandes deutete.

„Ja,“ erwiderte der Befragte schüchtern.

„Wen hat Er damit gemeint?“

Bävius suchte einer bestimmten Antwort flüchtig auszuweichen, der König sagte aber mit ernster Miene zu ihm:

„Ich befehle Ihn auf sein Gewissen, die Wahrheit zu sagen.“

„Ich gehorche Euer Majestät,“ sagte jetzt Bävius, „da ich mein Gewissen nicht durch Verleugnung der Wahrheit belasten mag. Ich gestehe es also, daß der eingeschriebene Spruch allerdings eine Anspielung auf die erlittene harte Behandlung des Fürsten hat sein sollen.“

Auf diese Erklärung wollte der Fürst Leopold, seines Vaters nicht mehr mächtig, ohne Rücksicht auf die Gegenwart des Königs sich fälschlich an dem Sprecher vergreifen; Friedrich hat aber, ihn veranlassend, auf ihn zu und sagte:

„Ruhig, lieber Vetter! laß es gut sein; er hat schon genug gelitten.“

Deshalb wandte er sich an Bävius mit den Worten:

„Er ist Feldprediger beim Alt-Katte'schen Regiment.“

„Nun, zum Feldprediger,“ rief der Fürst aus, „hätte ich ihn auch machen können, wenn ich gewußt hätte, daß er tauglich wäre; ich hätte ihn dann doch nicht vom Regiment verloren!“

Bävius wurde in der Folge Prediger zu Bütz und starb 1760.

## Weltweisheit.

Fünf Brüder hintereinander haben den Landgrafenchron von Hessen-Homburg bestiegen. Mit dem letzten erlosch das Geschlecht.

Moderne japanische Barbieri tragen während des Rasierens einen Respirator vor dem Munde.

Kaiser Nikolaus I. ließ sich die Briefe seines Schwagers Friedrich Wilhelm IV. ins Französische übersetzen.

Regenwasser enthält Alkohol.

Ein Gramm Leinsamen kann bis 400 keimfähige Körner enthalten.

Der älteste preussische Gerichtsassessor ist schon 15 Jahre in dieser Stellung.

Die in China gebräuchlichen Rohrtäue wiegen etwa den achten Teil der Hanstäue von gleicher Länge.

Ein mexikanischer Lastträger (Cargader) nimmt bis zu 500 Pfund auf seine Schultern.

In Wasserberg fabrizierte man Bünchbölzchen mit der Hand. Ein Arbeiter brachte es bis auf 200 000 Stück täglich.

Chuzenji, der zweithöchste Berg Japans, darf von Japanerinnen nicht bestiegen werden, wohl aber von Europäerinnen.

Ein Riesental, der an der Küste von Malakka strandete, wurde mit einem Zaun umgeben, damit ihn die Flut nicht flott mache. Er lebte, laut stöhnend, noch zehn Stunden.

Die Holländer haben ein Wort, für das die Deutschen keine Uebersetzung haben, zur Bezeichnung gern eintauchender Menschen, „looppziel“ (tauftrank).

Bisher ist es nicht gelungen, in Oberhof Spazien anzusiedeln.

Indianerinnen haben häufig so langes Haar, daß die Böpfe auf der Erde nachschleppen.

Der Takattaw-Fall (Kanada) stürzt 400 Meter tief hinunter.

Bis 1802 war in Rußland durch Gesetz die körperliche Züchtigung der Geistlichen (mit der Peitsche) durch ihre Vorgesetzten gestattet.

Der erste Rennfliegwandlerer Blandner legte die rund 170 Kilometer betragende Strecke in 43½ Stunden zurück.

Das noch heute vorhandene Privatiegel des Kaisers Lu Tsien Long ist ein massiver Goldblock in Form einer Schildkröte von mehr als 6 Kilo.

An dem Le Chatelierschen Thermoelement kann man Temperaturen bis zu 1600 Grad Celsius messen und direkt ablesen. Dr. M. P.

## Das Wurstbrot des Pfarrers.

Im evangelischen Deutschen Pfarrerbild erzählt ein Pfarrer folgende Geschichte: Ich bin ein friedlicher Staatsbürger und Leiter einer größeren Anstalt, doch mit mäßigem Einkommen, so daß Genüsse wie Speck, Schinken und Wurst zu den Seltenheiten meines Daseins gehören. Daher war es ein Ereignis, als ich eines Tages ein großes Stück Wurst zugestellt erhielt. Dieses benutzte meine Frau, mir am folgenden Sonntag ein verlockendes Wurstbrot hinzusetzen. Um diese Zeit erschien mein Kontorbote mit den Postkassen. Während ich sie durchsah, heftete er seine Augen heißhungrig auf das Wurstbrot, so daß ich, von einem menschlichen Röhren erfasst, es ihm hinschob und dabei sagte: „Da nimm, Junge, und laß dir's schmecken!“ Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Nach wenigen Minuten war es hinter dem Gehege seiner Zähne verschwunden. Aber wie dankte er mir? Ueberall erzählte er: „Unser Pastor hat es gut, pikante Wurst wie ein Handwerker groß zum Frühstück.“ Der nächste, der es hörte, setzte bessernd hinzu: „Alle Tage.“ Bald hieß es die Straße hinauf und hinunter: „Pastors essen jeden Morgen das beste Wurstbrot.“ Da die Wurststücke von Würsten herkommen, so wurde eine große Menge von Würsten zusammengedichtet, die ich gehamstert, unterschlagen oder gestohlen haben sollte. Sobald ich mich auf der Straße blicken ließ, hieß es: hinter mir bald heimlich, bald laut: „Wurstfresser! Wurst-“



freier! Leute, die mir bisher freundlich gesinnt waren, betrachteten mich mit feindseligen Blicken, als wollten sie sagen: „Auch du, Brutus!“ Die Wirste vereinten sich schließlich zu einem Schwein, das ich heimlich geschlachtet haben sollte. Als in der nächsten Woche im Gasthaus nebenan eine politische Versammlung stattfand, schilderte eine Mednerin dieses Schwein, vier Zentner schwer, so anschaulich, daß ich nachts Spitzbubenbesuch bekam, der die Beute abholen wollte. Als sich aber nichts fand außer einigen armseligen Ersatzmitteln, schlugen die Wirsten alles kurz und klein. Am anderen Morgen fand ich die Bescherung: ein herausgerissenes Fenstergitter, vier zerbrochene Scheiben und einen Haufen Scherben; Kostenpunkt 250 M. Ich faßte daher den Voratz, niemand mehr mein Wurstbrot anzubieten.

## Bermischtes.

**\*\* Abenteuerliche Erlebnisse bei den Unruhen in Oberschlesien** hat ein Görlitzer durchgemacht, der bereits auf Grund vorliegender amtlicher Nachrichten für tot erklärt worden war. Es ist dies der Installateur Theodor Schöffler, der jetzt wieder wohlbehalten zu den Seinen zurückgekehrt ist, nachdem man schon angenommen hatte, daß er ein Opfer der polnischen Unruhen geworden sei. Sch. war bei seiner Geschäftsreise in Oberschlesien von den Polen festgenommen worden und sollte mit anderen Gefährten von einer polnischen Bande in einer Kalkgrube erschossen werden. Schöffler bestach jedoch den Posten mit einem größeren Gelddetrage, wodurch es ihm gelang, zu entkommen. Bei seiner Flucht stürzte Schöffler über eine am Wege liegende Leiche, wodurch er Legitimationspapiere verlor, die schließlich den Anlaß zu der Nachricht gaben, daß Schöffler erschossen worden sei.

**\*\* Ein Kie-entlastwert** ist während des Krieges im Kreise Bitterfeld entstanden. Um besonders kriegswichtige Betriebe in der Elektrizitätsversorgung sicherzustellen, hat die Rohstoffabteilung des Kriegsamtes dieses gewaltige Werk geschaffen, das heute mit neun imposanten, 105 Meter hohen Schornsteinen in die Lüfte ragt. Durch die elektrische Fernleitung wird eine Entlastung der Kohlenzufuhr nach Berlin um täglich 300 bis 400 Tonnen, jährlich um etwa 120 000 bis 150 000 Tonnen herbeigeführt. Die 110 000 Volt-Leitung erstreckt sich über eine Entfernung von 132 Kilometern. Sie besteht aus drei Aluminiumseilen von je 120 Quadratmillimeter Querschnitt, die auf eisernen Masten verlegt sind. Die Masten sind in Entfernungen von etwa 250 Metern aufgestellt und bringen in ihren gewaltigen Mäßen ein eigenartiges Bild in die Landschaft. Durch die Leitung können etwa 20 000 Kilowatt übertragen werden. Die Anlage der Fernleitung, sowie der Transformatoren und Schaltanlage in Bschonewitz ist von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, der Bau der gleichen Anlage in Berlin von den Siemens-Schuckert-Werken hergestellt worden. Auch nach dem Kriege hat dieses Werk für die heimische Wirtschaft seine große Bedeutung behalten. Das zeigt schon die gewaltige Entwicklung der Koloniegebäude, die in den letzten Monaten eine umfangreiche Erweiterung erfahren haben. Arbeitskräfte aus allen Teilen des Reiches sind auf dem Kraftwerk und den umliegenden Gruben beschäftigt und gründen sich hier eine neue Heimat. In der Zeit der Kohlennot wird gerade in dem Weichbilde des Kraftwerkes mit Hochdruck daran gearbeitet, die Speisung mit elektrischer Kraft ausrecht-zuerhalten und die Kohlenfelder noch ergiebiger auszunutzen.

**\*\* Eine Mutter mit drei Söhnen in den Tod gegangen.** Eine erschütternde Familientragödie hat sich in der Michaelskirchstraße in Berlin abgespielt. Mit ihren drei Söhnen ist die Frau des Obergeringens Göttsche aus dem Leben geschieden. Die Frau lebte mit ihren drei Söhnen, dem 12 Jahre alten Herbert, dem 10 Jahre alten Hans und dem 9 Jahre alten Kurt, sehr zurückgezogen. Ihr Mann lebte getrennt von ihr in der Oberlausitz. Die Familie war im vergangenen Jahre von Mannheim nach Berlin gekommen. Die Familienverhältnisse waren sehr getrübt. Frau Göttsche litt schwer darunter und hatte auch noch mit Nahrungssorgen sehr zu kämpfen. In ihrer trostlosen Lage beschloß sie, mit ihren Kindern in den Tod zu gehen. Sie besorgte sich eine giftige Flüssigkeit, trank diese selbst und gab auch ihren Kindern davon zu trinken. Dann legte sie sich mit den beiden älteren Söhnen gemeinsam ins Bett, während sie das jüngste Kind in einem kleinen Bett niederlegte. Beide Betten schmückte sie mit Blumen und grünen Zweigen. Dann öffnete sie noch, nachdem sie vorher ihren Entschluß niedergeschrieben hatte, die Gasbühne und schied so mit den drei Kindern aus dem Leben. Im Hause merkte man von dem Vorgang zunächst nichts. Erst am Nachmittag schöpften die Hausbewohner doch Verdacht. Man öffnete die verschlossene Türe und fand die ganze Familie tot auf. Die Leichen waren schon in Verwesung übergegangen und der Blumenschmuck vertrocknet.

**\*\* Durch Eifersucht zum Mörder.** Die Schützenkönigin erschossen hat der Bergmann Schmidt aus Heinrichsdorf in dem Nachbarorte Elpe. Am zweiten Festtage gab er mitten im Tanzkette zwei Schüsse auf das ahnungslose Mädchen ab, das sofort schwer getroffen zusammenbrach und noch in derselben Nacht verschied. Der Verbrecher wurde von den Festteilnehmern schwer zugerichtet und hinter Schloß und Riegel gebracht. Durch die Niedertracht eines eifersüchtigen Menschen wurden die Eltern, welche zwei Söhne im Kriege verloren haben, nun auch ihrer ältesten Tochter im Alter von 19 Jahren beraubt.

**\*\* Wie gestohlen wird.** Ein schwerer Eisenbahnraub wurde durch einen Zufall in Schierstedt aufgedeckt. In dem Zuge 6427 befand sich ein Reisewagen, für Mannheim bestimmt. Auf der Strecke zwischen Güstern und Sandersleben, in der Nähe der Sandgrube, ist der Wagen

während der langsamen Fahrt von Eisenbahnräubern geöffnet, 13 Sad Reis sind hinausgeworfen und zum Teil in der Sandgrube untergebracht worden. Beim Abtransport sind dann verschiedene Personen überrascht und festgenommen worden.

**\*\* Wäschefehlung.** Für etwa 400 000 Mark Wäschefunde sind aus den Beständen der Garnisonsverwaltung in Hanau abhanden gekommen. Ein Teil der Wäsche ist nach Frankfurt verkauft worden. Fünf Personen sind bereits in Haft genommen worden.

**\*\* Ein Haus gestohlen.** Aus Polzin (Pommern) wird gemeldet: In einer der letzten Nächte ist in Wusterbarth ein ganzes Haus gestohlen worden. Es handelt sich um ein Tagelöhnerhaus aus Fachwerk für zwei Familien. Das Haus war unbewohnt und ist bis auf die Grundmauern und den Schornstein spurlos verschwunden.

**\*\* Die Kosten der Kriege.** Die „Humanität“ gibt folgende Aufstellung über die Kosten der verschiedenen Kriege seit Ausbruch des Krimkrieges: Krimkrieg 8½ Milliarden, Italienischer Krieg (1859) 1½ Milliarden. Deutsch-österreichischer Krieg (1866) 1,650 Milliarden. Szeßionskrieg 18 Milliarden. Deutsch-französischer Krieg (1870) 10 Milliarden. Russisch-japanischer Krieg 11 Milliarden. Weltkrieg 1000 Milliarden Francs.

**\*\* Der größte Schwindel im Film.** „Im Film kommt ja viel Unwahrscheinliches vor,“ schreibt der Mitarbeiter eines englischen Blattes, „aber der größte Schwindel, dem man auf der Flimmerleinwand begegnet, ist die Art und Weise, in der die telephonische Verständigung erfolgt. Auf jedem anständigen Film kommt heutzutage ein Telefon vor, und je dünner die Handlung ist, desto mehr wird es benutzt. Aber ob der Film gut oder schlecht ist, die handelnden Personen darin bekommen stets augenblicklich Anschluß, haben nie eine falsche Verbindung, müssen niemals die Nummer mehrmals wiederholen und werden nie durch andere Stimmen, die in der Leitung sind, zur Verzweiflung gebracht. Sie schreien nicht kummervoll in das Telefon hinein, ohne Antwort zu bekommen; sie werfen nicht wütend den Hörer auf den Tisch, weil keine Verbindung gelingen will, kurz: sie leben in einem telephonischen Paradies. Welche Empfindungen aber muß das bei dem Zuschauer auslösen, der den Tag über so entsetzlich unter den Telefonqualen gelitten hat? Muß er nicht vor Neid plagen? Das Tollste aber, was ich erlebt habe, war eine Fernverbindung, die neuerlich ein Glücklicher im Film mit der größten Bequemlichkeit und Schnelligkeit erhielt. Einen größeren Schwindel als so etwas gibt's nicht.“

**\*\* Den eigenen Sohn erschossen.** Der Inhaber des Trothaer Kaffeegartens in Halle vermutete in einer der letzten Nächte in seinem Gehöft Einbrecher und gab auf den Dieb einen Schuß ab. Zu seinem Entsetzen bemerkte er später, daß er seinen eigenen Sohn erschossen hat.

**\*\* Auf einer Liebesfahrt ertrunken.** Bei einer Rahnfahrt auf der Anstrut ertranken das 18jährige Dienstmädchen Elise Niese aus Sömmerda und ein 18jähriger Bursche aus Oberndorf.

**\*\* Vater und Sohn.** Folgende kleine Geschichte erzählt man von den beiden französischen Schriftstellern Alexander Dumas, Vater und Sohn, und sie beleuchtet hübsch das kameradschaftliche Verhältnis, das zwischen ihnen herrscht. Als der Sohn seinen ersten bedeutenden Roman herausgegeben hatte, schrieb ihm der Vater einen Glückwunschbrief, der folgendermaßen anfang: „Sehr geehrter Herr!“ Der Ton des ganzen Briefes stimmte mit der Adresse überein, so, als ob er an eine ganz fremde Person geschrieben wäre. Er sprach darin seinen Dank an den Verfasser des Buches aus für das Vergnügen, welches das Lesen ihm bereitet habe. Der jüngere Dumas antwortete darauf: „Mein Herr! Ich danke Ihnen herzlichst für Ihren freundlichen Brief. Es hat mich außerordentlich gefreut, da ich großen Wert auf Ihre Anerkennung lege, weil ich stets gehört habe, daß Sie einer der begeistertsten Bewunderer meines Vaters sind.“

## Ein liebevoller Chemann.

In einem dänischen Blatt lesen wir folgende „lustige“ Geschichte: Szene ist das Polizeigericht in Kopenhagen. Ein Biseleur August Andersen war in betrunkenem Zustand bei der Witwe Pedersen eingedrungen, die er überfallen und verprügelt hatte. Der Polizeirichter schüttelte erst den Kopf, als er dem armen Sünder den Polizeibericht vorlas.

„Na, Augustin Andersen, das ist eine traurige Geschichte, das wird teuer!“

„Ja, Herr Richter, ich verstehe nicht, wie ich das tun konnte, ich war ganz schwindlig.“

„Was waren Sie?“

„Ganz schwindlig. Die Sache war die, daß ich etwas gegessen hatte, was ich nicht vertrug, und ich merkte, daß ich nach Hause schwankte.“

„Schwankte?“

„Ja, mit den Beinen einnickte. Es kann wohl sein, daß es Darmverschlingung oder Erstältung im Darm war; daran leide ich oft.“

„Aber, warum haben Sie Frau Pedersen auf den Kopf geschlagen und geschrien: „Halt die Schnauze, Liebling?“

„Habe ich das getan?“

„Ja!“

„Dann bitte ich vielmals um Entschuldigung. Ich glaubte, es wäre eine Frau.“

„Das ist keine Entschuldigung. 30 Kronen Strafe. Der Nächste!“